



Nachrichten für den Familienkreis

Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 5, 20-24. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen.“ — „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten; wer aber tötet, der soll des Gerichtes schuldig sein.“ — „Ich aber sage euch, daß ein Jeder, der über seinen Bruder zürnt, des Gerichtes schuldig sein wird. Wer aber zu seinem Bruder sagt: Kaffa! wird des Rates schuldig sein; und wer sagt: du Narr! wird des höllischen Feuers schuldig sein.“ — „Wenn du daher deine Gabe zu dem Altare bringest, und dich dajelbst erinnerst, daß dein Bruder etwas wider dich habe, so laß deine Gabe alda vor dem Altare, und geh zuvor hin, und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komme, und opfere deine Gabe.“

Die Kirche Jesu Christi.

IV.

„Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener sein wird, als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, so könnt ihr in das Himmelreich nicht eingehen.“ — Auf Grund dieses Ausspruches der ewigen Wahrheit und nach des Herrn eigener Auslegung wissen wir, lieber Leser, daß die wahre Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, keineswegs in nur äußerlichen Werken bestehe, auch wenn diese von der Welt noch so herrlich und vortrefflich befunden werden. Das Äußerliche ist eben nur halbes Werk, und das Halbe kann nicht das Vollkommene sein. Auch spricht das nur äußerliche Werk nicht aus gutem Grund und Boden, und ist darum wieder unvollkommen. Vor Gott gilt aber nur das Vollkommene: eine vollkommene Gleichförmigkeit all unserer inneren und äußeren Kräfte mit dem Geheiß Gottes. Nur das Vollkommene besteht vor Gottes Gericht. Daher die ernste Mahnung Jesu: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“

Da mag nun mancher aufmerksame Leser bei sich denken: Wenn es sich also mit der christlichen Gerechtigkeit verhält, wenn wir nicht nur mit einem äußerlich ehrbaren Wandel uns nicht zu frieden geben dürfen, wenn schon die leiseste selbstsüchtige Absicht das Äußerliche, an sich gerächte Werk entwertet oder gar sündig macht, wenn wir (mit einem Worte) ganz in der Gottes- und Nächstenliebe aufgehen sollen, — dann steht es mit unserer Gerechtigkeit jedenfalls elend und erbärmlich genug; dann dürfen wir nur mit dem königlichen Psalmisten ausrufen: „Wenn Du, o Herr, der Sünden gedenken willst, wer wird vor Dir bestehen?“ (Psalm 50.)

Allein so ganz trostlos, lieber Leser, ist die Sache doch nicht. Im Gegenteil: Wie der

Rebzwieg sein Leben, Saft und Kraft aus dem Weinstocke zieht, und wie der Rebzwieg nun grünen, blühen und Frucht bringen kann, — so ist es im Seelenleben auch mit uns, die wir durch die Gnade des Heil. Geistes dem Weinstocke, der da ist Christus Selbst, als lebendige Rebzweige eingefügt worden sind in der hl. Taufe, und so sind wir, wie der hl. Paulus schreibt, „Gottes Werk, geschaffen in Christo Jesu zu zu guten Werken, zu denen uns Gott gerufen hat, daß wir darin wandeln sollen.“

Hier kommen wir aber auch wieder, lieber Leser, wie von selber auf die Notwendigkeit der Kirche Jesu zu reden, in der wir geheiligt werden durch den Heil. Geist in den hl. Sakramenten.

Am Pfingstfeste kam einst in Jerusalem der Heil. Geist auf die Apostel herab und erfüllte sie mit dem Vollmaße der heiligmachenden Gnade und mit einer dreifachen Stärkung und Befähigung zur Erkenntnis, Übung und Verkündigung des Glaubens. Außer dieser Hauptwirkung aber, die im Innern der Apostel vorging, traten auch eine Anzahl äußerer Erscheinungen zu Tage, die in sehr auffallender Weise in die Sinne fielen und Fremde und Feinde unter den Tausenden in Jerusalem aufmerksam machten auf die Ankunft des Heiligen Geistes zur Heiligung der Seinigen: da war das heftige Brausen, wie von einem gewaltigen Sturmwinde, wodurch ganz Jerusalem aufgerüttelt wurde, so daß die Volksschaaren, die aus allen drei Teilen der damals bekannten Welt versammelt waren, stonend herbeieilten: da war die Erschütterung des Hauses, in dem die Apostel zum Gebet sich versammelt hatten: als ob es von einem heftigen Erdbeben gerüttelt würde; da waren Feuerflammen in Zungengestalt, die über dem Haupte eines jeden Apostels schweb-

Kirchenkalender.

- Sonntag, 22. Juni.** Fünfter Sonntag nach Pfingsten. Paulinus, Bischof. Evangelium nach dem hl. Matthäus 5, 20-24. Epistel: 1. Petrus, 3, 8-15. St. Martinus: Morgens 7 1/2 Uhr gemeinschaftliche h. Kommunion u. Nachmittags 1/2 Uhr Aufnahmefeier für die Marian. Jünglings-Kongregation. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Während des Monats Juni ist jeden Abend 7 Uhr Herz-Jesu-Andacht. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen-Kongregation. Karmeliten - Klosterkirche: Fest „Unserer lieben Frau von der immerwährenden Hilfe.“ Morgens 6 Uhr erste hl. Messe, 7 1/2 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, danach Festandacht.
- Montag, 23. Juni.** Edeltrudis, Jungfrau.
- Dienstag, 24. Juni.** Johannes der Täufer. Clarissen-Klosterkirche: Morgens 7 1/2 Uhr Hochamt mit Ausstellung des Allerheiligsten.
- Mittwoch, 25. Juni.** Prosper, Bischof.
- Donnerstag, 26. Juni.** Johannes und Paulus, Märtyrer. Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 8 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 27. Juni.** Ladislaus, König.
- Samstag, 28. Juni.** Leo II., Papst. Heute ist gebotener Fasttag.

Sinnsprüche.

Die Arbeit, die uns freut, wird zum Ergötzen. Erwünschte Arbeit ist der Leiden Arzt.

ten; da war das erstaunliche Sprachenwunder: daß die Apostel plötzlich die Sprachen aller Völker redeten, denen sie den heiligen Glauben zu verkünden hatten, — ja, selbst in der Weise, daß die Apostel in einer Sprache redeten und doch von den Zuhörern der verschiedensten Sprachenstämme so verstanden wurden, als ob sie gerade in deren Muttersprache geredet hätten.

Unter diesen wundervollen Umständen stellte das große göttliche Werk der Heiligung bei seinem Eintritte in die Menschheit sich dar, so daß Freund und Feind aufmerksam wurde und Jeder sehen konnte, der nur sehen wollte. Seitdem aber dauert dieses Werk der Heiligung fort bis ans Ende der Welt für jede Seele, die sich der Gnade des Heil. Geistes öffnet; nur jene äußeren wunderbaren Erscheinungen des Sturmwindes, der feurigen Zungen und des Sprachenwunders wiederholen sich nicht, weil sie eben nur anfangs notwendig waren, um das Werk der Heiligung in außerordentlicher Weise den Menschen zu verkündigen, — welche Verkündigung seitdem auf dem ordentlichen Wege geschieht durch die Predigt und den christlichen Unterricht, in der Sprache, die zuvor auf natürlichem Wege zu erlernen Jeder Zeit und Gelegenheit hat.

Die beiden göttlichen Werke der Erlösung und Heiligung sind aber bei ihrer Ausführung in den einzelnen Seelen untrennbar mit einander verbunden; indem die Wirkungen der Erlösung durch Jesus Christus in der Seele des Menschen vor sich gehen, kommt der Heil. Geist über sie und heiligt sie: Er heiligt sie dadurch, daß Er ihr die Gnadenschätze mitteilt, die der göttliche Erlöser durch Seinen Opfertod ihr verdient hat. Diese Erlösung und Heiligung aber ist allen Menschen vom Anfange bis zum Ende der Welt gleich notwendig; sie ist den Menschen, die jetzt leben, und denen, die zuletzt vor dem Ende des Menschengeschlechtes auf Erden sein werden, ebenso notwendig, wie denen, die in den Tagen Jesu und zur Zeit des Pfingstwunders in Jerusalem waren. Daher ist es auch notwendig, daß Christus und der Heil. Geist bis ans Ende der Welt fortfahren, die Menschen zu erlösen und zu heiligen.

Da nun aber Christus, der Herr, seit Seiner glorreichen Himmelfahrt nicht mehr sichtbar auf Erden wirkt, nicht mehr hörbar predigt, nicht mehr äußerlich die Gläubigen leitet und führt, — und während ebenso der Heil. Geist nicht mehr in jenen wunderbaren äußeren Zeichen zur Heiligung der Seelen herabkommt, wie an jenem Pfingsttage in Jerusalem, — so ist es notwendig, daß Christus und der Heil. Geist die Erlösung und Heiligung der Seelen in einer anderen Art und Weise vollbringen. Und die einzig von Ihm gewollte Art und Weise, wodurch Er die Erlösung und Heiligung den Seelen mitteilt, hat der Herr auch eingesetzt, indem Er Seine Apostel als Seine Stellvertreter aufstellte, durch die Er Selbst die Gnade der Erlösung und der Heil. Geist die Gnade der Heiligung mitteilt, durch die Nachfolger der Apostel aber bis ans Ende der Welt.

Die von Christus gesetzten Stellvertreter verkündigen die Lehre des Heils, spenden die Mittel des Heils und führen die Leitung bis ans Ende der Zeiten. Diese gesamte Heilsanstalt hat Jesus Seine Kirche genannt: So notwendig also der Menschheit die Erlösung durch Christus und die Heiligung durch den Heil. Geist ist, so notwendig ist ihr die Kirche Jesu, der wir, lieber Leser, das Glück haben anzugehören.

In der Reichsdruckerei zu Berlin.

Von Kurt von Walsfeld.

III.

Wie das Papiergeld entsteht.

Der Raum, wo die Banknoten à 100 und 1000 Mark, wo die Kassenscheine zu 5, 20 und 50 Mark gemacht werden, darf nur selten ein Unberufener betreten. Es geht diesem Räume beinahe so wie dem Keller unter der Reichsbank, wo die Milliarden an Geld und Geldeswert lagern. Aber während die Räume der Reichsbank durch die sichtbaren Reichthümer imponieren, enttäuscht der Raum der Reichsdruckerei den Besucher. Es ist ein bescheidener Raum, der in jeder Hinsicht hinter dem großen Drucker- und dem großen Oberlichtsaal zurücktreten muß. Dieser Raum, wo das Papiergeld entsteht, ist nur ein einfacher Drucker- und nur 20 Arbeiter. Das Papiergeld, ob ein Tausender oder ein Fünfer, wird im großen und ganzen gedruckt wie jede andere, bessere, kunstvollere Druckarbeit; es ist gar nichts Aufregendes für den Zuschauer dabei, er müßte denn seiner Phantasie freies Spiel lassen, was alles mit dem Gelde, was da gedruckt wird, gemacht werden könnte — wenn er selbst es besäße.

Die Kupferplatten für das Papiergeld, natürlich Meisterwerke eines Künstlers, sind ebenso vorrätig, stereotyp, wie die von den Freimarkten. Sie werden ebenso sorgfältig vom Oberfaktor aufgehoben wie die anderer Wertpapiere, wie die der Freimarken.

Früher druckte man acht Scheine mit einer Platte, heute nur noch vier. Bei acht Scheinen auf einer Platte kamen zu viele Fehler vor, es gab zu viel Makulatur.

Das Papier zu den Banknoten wird von bestimmten Firmen bezogen. Diese Firmen dürfen nur an den Staat liefern, niemals an Private. Keine andere Fabrik darf das Papier nachmachen, alles streng nach dem Gesetze und bei Strafe verboten. Das Papier wird eigentümlich behandelt und hergestellt. In halbflüssigem Zustande wird es mit Jutesfasern verfebt. Diese Jutesfasern geben ihm den eigentümlichen Anstrich. Nach der Fertigstellung mit diesen Fasern wird das Papier mit Wasserzeichen versehen und mit zweierlei in einander verlaufenden Farbtönen gefärbt. Bei den Hundertmarkscheinen bekanntlich blau, daher der Name „Blaue Scheine“ oder blaue Lappen. Bei den Tausender, den Bräunlingen, sind die Farbtöne braun.

Genau so viel Papier als ein Arbeiter bekommt, muß er nach dem Druck auch wieder abliefern.

„Und wenn es nun nicht geschieht?“ fragte ich meinen Führer.

„Bis jetzt ist es noch immer geschehen. Es ist besonders gutes Personal. Auch ist es bei der Behandlung und Bezahlung der Reichsdruckerei ein Vorzug, bei derselben angestellt zu sein. So leicht wird ein Angestellter seine Stellung nicht aufs Spiel setzen.“

„Wie war es nur möglich, daß der Oberfaktor Grünthal so bedeutende Unterschleife machen konnte?“ fragte ich.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, wohl aber das, daß jetzt so etwas nicht mehr möglich ist. Die Vorsichtsmaßregeln sind so verschärft worden, daß eine Veruntreuung, auch die kleinste, eine Unmöglichkeit ist. Jeder Saal wird von besonders angestellten Beamten überwacht, der Drucker- und der kleine Buchbinder- und wo von einem außerlesenen Mädchenpersonal die Scheine, nachdem sie getrocknet und appretiert worden sind, geglättet und zerschnitten werden. Dann werden sie nochmals sorgsam geprüft und gezählt. Die Nummer wird in einem besonderen Raume, den nur die ausgewählten Beamten betreten können und dürfen, aufgedruckt. Dann wandern die fertigen Scheine in die feuer-diebes-sicheren Schränke, bis sie an die Hauptkasse der Reichsbank gesandt werden. Es lagern in den Tresors aber auch eine Menge Scheine, die noch keine Nummer haben, die erst bei

Bedarf mit einer kleinen Handmaschine aufgedruckt wird.

In dem Saale, wo die kostbaren Scheine gedruckt werden, stehen nur wenige, aber außerlesene Maschinen, zwei Rotations- und 18 Handmaschinen. Im ganzen aber besitzt die Reichsdruckerei 150 Maschinen, und zwar 6 Rotationsmaschinen, 72 Buchdruckerpressen, 30 Kupferdruckmaschinen, 40 Stein- und Lichtdruckmaschinen und schließlich noch 2 Lichtdruck-Schnellpressen. Alle diese Maschinen sind die besten in ihrer Art und repräsentieren ein Vermögen an Anschaffungskosten, welches so leicht keine Privatperson erschwingen kann.

Jede Banknote kommt in zwei Druckmaschinen, zuerst in die Kupferdruckmaschine, wo das Bild aufgedruckt wird, und dann unter die Buchdruckmaschine, wo die Schrift gedruckt wird. Diese doppelte Behandlung ist sehr schwierig, denn zum Kupferdruck muß das Papier feucht, zum Buchdruck trocken sein. Dadurch entsteht viel Makulatur. Es genügt aber der geringste Fehler, daß ein Schein zur Makulatur wandert.

Im Stereotypie- und Buntdrucksaal.

Stereotypie- und Buntdrucksaal sind bei der Reichsdruckerei in einem Raum vereinigt. Bevor wir in diesen Raum gelangten, durchschritten wir ein Vorzimmer, dessen Eleganz mir im Verhältnis zu all' den Arbeitsräumen auffiel. Auch gab es hier so viel zu sehen, daß ich meinen Führer bat, noch etwas zu verweilen. An den mit dunklem Holz getäfelten Wänden zogen sich Bulte in gleicher Holzfarbe hin. Auf diesen lagen unter Glas die verschiedensten Schriftsorten. Es waren also eine Art von Reklamepulte, denn alle die Schriftsorten waren in der Reichsdruckerei hergestellt worden. Mit Erstaunen sah ich über den Pulten an allen vier Wänden Bilder, Buntdrucke, Momente aus der deutschen Geschichte darstellend, wie die Taufe Wittelsbachers, die Krönung des deutschen Kaisers Otto I. in Rom durch den Papst.

„Alle diese Drucke sind bei uns hergestellt,“ sagte mein Führer.

„Habe ich mir gedacht. Mir fällt nur der eigentümliche Farbenton auf, den alle diese Bilder haben.“

„Das ist das bekannte Dreifarbendruckverfahren, welches darauf beruht, daß sich alle Farben des Farbkreises durch Mischung aus drei Grundfarben, nämlich gelb, rot und blau herstellen lassen. Zuerst wird das Bild in gelber Farbe hergestellt, dann kommt darauf die rote und zuletzt die blaue. So entsteht der eigentümliche rotbraune Ton.“

Gleich beim Eingang des Stereotypiesaales stand die mächtige Maschine, auf der die Drucke alter Meister, sowie auch neuere Bilder hergestellt werden. Der Drucker hatte ein Bild aus der Renaissance in Arbeit und zwar: „Auf der Berge des Vulkan bei Stettin.“ Man sah zwei muskulöse Männer bei der Arbeit an einem Schiffsteil. Gerade fertig geworden war ein alter Druck: „Der Besuch Kaiser Otto's in der Kaisergruft zu Aachen.“ Kaiser Karl der Große sitzt im vollen Kaiserschmuck auf einem Throne, das Antlitz aber ist mit einem kostbaren Schleier bedeckt. Kaiser Otto kniet betend am Eingange der Gruft, während seine Großen sehen am Eingange stehen. Diese Buntdrucke sind natürlich nicht für Private bestimmt, sondern für staatliche Einrichtungen, Schulen, Museen und dergleichen. Ein Geschäft soll auch damit nicht gemacht werden, diese Buntdrucke sowie viele andere Kunstarbeiten der Reichsdruckerei haben nur den Zweck, den Kunstsinn des Volkes zu heben, den Wettstreit der Kunstgewerbe anzufeuern. Es werden in der Reichsdruckerei viele Proben und Versuche in der Buchdruckerkunst, in der graphischen Kunst, sowie in der Gießerei angestellt, die sehr zeitraubend und kostspielig sind, und die nur zur Hebung der Kunst vorgenommen werden, da ein Privatmann dafür soviel Zeit und Geld nicht opfern kann.

Unter einem Kunst- oder Buntdruck versteht man die durch Abzüge von einer Druckplatte genommene bildliche Darstellung. Voraussetzung ist also, daß auf einer Platte von Holz, Metall, Stein oder Glas ein zum Abdrucken geeignetes Bild hergestellt wurde.

Man unterscheidet Hochdruck, wo das Bild auf der Platte erhaben steht und der Grund ringsum ausgehöhlt ist; ferner Tiefdruck, wo das Bild tief liegt, also eingegraben ist; schließlich Flachdruck, wo die Platte nur geglättet ist, wie bei der Lithographie. Diese Artlegung geschieht auf mächtigen Kalksteinen, die nach genügendem Abzug wieder abgerieben werden, um dann für andere Arbeiten wieder eingeglättet zu werden.

Die Drucke in der Reichsdruckerei sind lediglich Kupferdrucke und zwar Tiefdrucke.

Auf die leicht erwärmte Platte wird Kupferfarbe mit kleinen Tuchballen aufgetragen und verrieben, so daß alle Linien und Punkte der Platte ausgefüllt sind. Sodann wird durch horizontales Wischen alle Farbe von der glatten Fläche der Platte entfernt, so daß also nur in den ausgehöhlten Linien die Druckerfarbe verbleibt. Dann wird angefeuchtetes Kupferdruckpapier aufgelegt, größer als die Platte, mit Wischpapier und wollenem Tuche bedeckt, und dann das Ganze unter scharfem Druck in die Presse gegeben. Dadurch wird das angefeuchtete Papier, Pflanzenfaserpapier, in alle Fugen der Platte eingedrückt, und so entsteht das Bild. Für jeden weiteren Druck, sei es in gleicher oder anderer Farbe, muß die Platte stets sorgfältig gereinigt werden. So ganz glatt geht aber die Sache nicht immer ab, es müssen meist mehrere Probedrucke gemacht, Kleinigkeiten abgeändert werden, bis alles zugerichtet ist, wie der Fachausdruck lautet. Geplättet werden die Bilder nach Fertigstellung durch die Satiniermaschine.

Von einer Kupferplatte kann man bis zu tausend Abdrücke nehmen. Dann aber ist sie wertlos, verbraucht. Will man mehr Abdrücke gewinnen, müssen die Platten verstaht werden. Dann ist der Abdruck fast unbegrenzt. Die Verstahten geschieht auf galvanischem Wege. Alle Stereotypplatten für Postkarten, Postanweisungen sind verstaht. Auch haben sie eine gebogene Form, weil sie nur auf Schnellpressen gebraucht werden, die zehnmal schneller arbeiten, als gewöhnliche Buchdruckpressen. Durch die Stereotypplatten kann man eine ganze Reihe von Pressen für ein und dieselbe Arbeit in Tätigkeit setzen, was zu gewissen Zeiten im Stereotypsaal oft vorkommt. Die Stereotypplatten spielen in der Reichsdruckerei eine sehr große Rolle. In dem Stereotypsaal sind ganze Schränke voll mit solchen angefüllt.

Vor der Entdeckung dieser Platten mußte man einen ganzen Schriftsatz zusammenbinden, wenn er voranschicklich bald wieder in Gebrauch kam. Die Stereotypplatten sind viel bequemer zu handhaben und haben kaum den zehnten Teil an Masse als entsprechender Schriftsatz. Man spart also nicht nur Zeit und Arbeit, sondern auch Geld, denn diese zusammengebundenen Schriftsätze, oder wie es auf den Büchern hieß: „Diese stehenbleibende Schrift“ bildeten in manchen Druckereien ein beträchtliches, totes Kapital.

Alle Stereotypplatten der Reichsdruckerei werden daselbst in der Gießerei hergestellt, die einen großen Teil des Reichsdruckerei-Gebäudes für sich beansprucht und fortwährend in Tätigkeit ist. Darüber jedoch im nächsten Artikel.

Dreizehn.

Ein Geschichtchen für Abergläubige von Franz Karl.

Wie's so geht.

Wir waren in der angeregtesten Unterhaltung am Viertische auf den Aberglauben zu sprechen gekommen und dieses Thema fand Herr Bruchhausen so interessant, daß er sich schnell noch von der Kellnerin einen Krug

Bayrisch bringen ließ, was allgemeines Aufsehen erregte. Nicht daß er ein vorsichtiger Trinker gewesen wäre oder vielleicht jeden Groschen, den er am Stammtische ausgab, erst zehnmal herumgedreht hätte. Nein, das nicht. Aber die Wanduhr mußte jeden Augenblick die elfte Stunde ankündigen und ihn damit mahnen, es sei die höchste Zeit für ihn, nach Hause zu gehen. Sonst — — —

Heute also blieb er und beteiligte sich sogar recht lebhaft an der Debatte. Schließlich behandelte man den Auserwählten, der über der Zahl dreizehn schweben sollte und da war's, als Herr Bruchhausen meinte:

„Sie mögen sagen, meine Herren, was Sie wollen. An der Zahl dreizehn klebt Unglück.“

„Oho, oho!“ tönte es ihm von allen Seiten entgegen.

Das jedoch beirrte ihn nicht weiter. Denn er fuhr unbelümmert fort:

„Protestieren Sie, soviel Sie wollen. Ich will Ihnen nur mal eine Geschichte erzählen.“

Und er begann, nachdem die Kathi die Krüge nochmals hatte nachfüllen müssen:

„Vielleicht wissen es die Herren noch nicht, daß ich, ehe ich mich hier ansässig machte, mein Brot als Reisender einer Trifotagen-Fabrik verdiente. Ich bereifte vorzüglich Rheinland und Westfalen und kam denn auch eines schönen Tages nach Cleve. Da oben an der holländischen Grenze, wo sich die Geschichte mit dem Schwannensitter abspielt haben soll, damit Wagner späterhin etwas zu komponieren hatte.“

Karl Buschmann, der Kapellmeister des Stadttheaters, sprang erregt auf, um gegen das letztere zu opponieren. Das sei eine Verunglimpfung Wagners. Aber man besänftigte ihn eiligst, um nicht abzuschweifen.

„Ich hatte“, erzählte Bruchhausen weiter, „meine Morgentour im glühendsten Sonnenschein hinter mir und suchte nun mein Hotel auf, um zu Mittag zu speisen. Zu elf Personen saßen wir an der Table d'Hôte und hatten uns schon die Suppe schmecken lassen, als die Saalthüre aufging und noch zwei Personen einließ, eine ältere Dame und eine jüngere. Auscheinend Mutter und Tochter. Hilfsich war die kleine, das mußte ihr der Reid lassen, und auch die andere war noch nicht so alt, als daß man nicht hätte erkennen können, sie sei einstens auch eine Schönheit gewesen. Nun war ich ein eifriger Verehrer des schönen Geschlechts und freute mich daher nicht schlecht, als die junge Dame neben mir Platz nahm. In solcher Gesellschaft sollte es mir doppelt munden.“

Ich merkte wohl, daß die allgemeine Unterhaltung, sobald die Damen sich gesetzt hatten, nach und nach verstummte, ohne mir die Sache erklären zu können, bis auf einmal einer seinem Nachbar zuflüsterte: „Nun speisen wir zu dreizehn.“ Aha, da war's. Die junge Dame hatte das Wort auch gehört und wurde ganz verlegen. Ihre Mutter indessen meinte resolut: „Dreizehn, wahrhaftig. Nun, da bin ich nur froh, daß ich nicht abergläubisch bin.“ Und ich wollte die Situation retten und warf ein: „Ich werde mich bemühen, für zweie zu essen. Dann sieht's aus, als wären wir zu vierzehn.“ Na, um es kurz zu machen, die Stimmung war flöten gegangen und kam erst wieder, als nach dem Dessert sofort zwei ältere Damen aufgestanden waren und sich entfernt hatten. Wie ich später hörte, hatten sie sich dann noch beim Wirt beschwert darüber, daß er ausgerechnet dreizehn Personen zum Tische zugelassen habe. Der Mann indessen zuckte die Achseln. Was sollte er auch sonst thun.

Natürlich lieferte denn auch da die Zahl Dreizehn den Untergrund unseres Gespräches. Und einer war dabei, der behauptete fest und steif, die Zahl brächte Unglück. Ich lachte ihn aus. Er solle als vernünftiger Mensch doch nicht mit solchen Ammenmärchen kommen. Sie sehen, meine Herren, damals dachte ich genau so wie heute die meisten

von Ihnen. Aber ich habe meine Ansicht geändert, ich sage heute, die Zahl bringt Pech. Doch hören Sie noch weiter.

Meine junge Nachbarin entpuppte sich als ganz interessantes Ding. Auch mit ihrer Mutter ließ sich recht angenehm plaudern und als ich recht schweren Herzens mich von ihnen verabschiedete, da hatte ich die Erlaubnis erhalten, sie, sobald ich einmal nach Nippes käme — so 'nem Vorort von Köln, in welchem sie wohnten — aufsuchen zu dürfen. Die Gelegenheit führte ich recht bald herbei. Denn meinem Chef war's egal, ob ich hierhin oder dorthin ging, wenn ich nur Geschäfte machte. Auf's Liebenswürdigste wurde ich aufgenommen und — daß ich's denn kurz mache — nicht lange dauerte es, bis — — —

In demselben Augenblicke kam die Kellnerin an unseren Tisch und flüsterte Herrn Bruchhausen etwas ins Ohr. Der erschrak sichtlich und sah auf die Uhr.

„Donnerwetter“, entfuhr es ihm dann. „Schon gleich Mitternacht. Ich muß weg, ich muß nach Hause —“

„Aber das Ende Ihrer Geschichte. Das Unglück der Zahl Dreizehn.“

Kathi hatte ihm schon in den Mantel geholfen. Da drehte er sich nochmals um, trat näher und flüsterte:

„Meine Frau steht draußen und holt mich ab. Was soll ich ein Geheimnis daraus machen. Ihr wißt's ja doch alle, wie sie ist und daß ich leider Gottes einer der jämmerlichsten Pantoffelhelden geworden bin.“

Das wußten wir allerdings und oft genug hatten wir den Aernsten schon beklagt, der nun noch hinzufügte:

„Und wenn ich Euch sage, daß meine Frau jene junge Dame war, die als dreizehnte damals mit uns speiste, dann werdet Ihr verstehen, daß ich recht habe. An der Zahl Dreizehn klebt Unglück. Ich glaube ganz bestimmt daran — — Guten Abend, meine Herren.“

Und er ging hinaus und draußen, das hörten wir, begrüßte ihn seine Frau mit den Worten:

„Du magst Dich freuen, wenn wir nach Haus kommen, Du Liebrian —“

Au dem Abend sprachen wir nicht mehr vom Aberglauben.

Meine Schreckensfahrt.

Humoreske von Eugen Isola ni (Berlin).

Lieber Leser, bist Du schon einmal auf schmaler Landstraße, die am steilen Bergesabhang dahinführt, in einem Wagen gefahren, dessen Pferde plötzlich scheu wurden und vom Kutscher nicht gebändigt werden konnten? Nein? — Ich auch noch nicht!

Hast Du schon einmal, lieber Leser, in einem Eisenbahn-Coupee gesessen, gemeinsam mit einem Passagier, der sich Dir plötzlich als ein Wahnsinniger zu erkennen gab und Dir so auf den Leib rückte, daß Du nicht im Stände warst, nach der Nothleine zu greifen? Nein? — Auch ich befand mich noch niemals in solcher Situation.

Ich war auch noch niemals bei stürmischem Wetter auf sinkendem Rahne, nie stand ich an einer Lokomotive neben einem Lokomotivführer, der auf denselben Schienen einen anderen Eisenbahnzug entgegenkommen sieht, ohne daß es ihm gelingt, die verjagende Bremse in Bewegung zu versetzen.

Alle diese Situationen kann ich mir leicht in meiner Phantasie vorstellen; sie müssen ganz fürchterlich sein. Aber sie sind geradezu Lustfahrten gegen meine Schreckensfahrt, die ich einmal auszustehen hatte.

Es braucht Dir übrigens, lieber Leser, nicht kalt über den Rücken zu laufen, denn aus der für mich angenehmen Thatsache, daß ich Dir die Geschichte dieser Schreckensfahrt zu erzählen in der Lage bin, ersiehst Du leicht, lieber Leser, daß ich sie heil überstanden habe.

Sie war auch eigentlich nur eine Schreckensfahrt in meiner Einbildung, aber das freilich

ist jede Schreckensfahrt. Der Blinde, der nicht weiß, daß er am steilen Bergesabhang von wild gewordenen Pferden gezogen wird, freut sich vielleicht gar der schnellen Fahrt, und ähnlich ist's mit den anderen Situationen, die ich erwähnte.

Mit meiner Schreckensfahrt war's aber doch noch etwas anders.

Ich fuhr durch die herrlichste sonnenbeglänzte Landschaft dahin, bei prachtvollstem, warmen Frühlingwetter, saß im Zweispänner, dem schönsten Mädchen gegenüber, das ich auf's Innigste liebte und mit dem ich mich am Ziel meiner Fahrt bei einem gemüthlichen Picknick im Freien mit guten Freunden und Bekannten verloben wollte, wie es der Wunsch meiner kühnsten Träume gewesen, und wir fuhren langsam, ach, so langsam dahin, ohne daß ein Pferd scheute, ohne daß uns Räuber bedrohten, noch sonst irgendwie ein Unfall zu befürchten war, und es war für mich diese Fahrt, die ich herbeigesehnt hatte mit den innigsten Wünschen, auf die ich mich gefreut hatte, wie sich ein Mensch nur freuen kann, doch eine echte und rechte Schreckensfahrt, wie ich sie Dir, lieber Leser, für Dein ganzes Leben nicht wünsche.

Nicht etwa, daß es mich im Geringsten genierte, daß neben der schönen, angebeteten Lolo deren weniger schöne, aber von mir doch mehr als schwiegerjüchlich schon verehrte Mutter saß, und neben mir Lolo's Papa, ein charmanter Herr, so charmant, wie nur irgend der kommerzierrätliche Vater einer einzigen Tochter sein kann, von dem man sicher weiß, daß er seinem Kinde den väterlichen Segen mit reichem Mitgift nicht versagen werde.

Nein, beide Eltern des herrlichen Mädchens waren mir so liebevoll entgegen gekommen, wie man nur irgend gegen den „Freunden Mann“ sein kann, der da plötzlich ins Haus kommt, um den größten Schatz desselben zu rauben. Ja, Papa Kommerzienrat hatte selbst den herrlichen Vorschlag gemacht, daß ich die schöne Lolo um ihr Jawort, das er mir für seinen Teil selbst gegeben, bei dem Frühlingseste bitten sollte, das der lebensfrohe Mann in einer prächtigen Waldlichtung mit Freunden und Verwandten eigens für diese Zwecke veranstaltet hatte, und als er bei der Abfahrt nach den Damen einstieg, rief er noch mit einer Wendung zu mir aus: „Nun auf zur fröhlichen Fahrt!“

Ich hatte dann ein kleines Weilchen warten müssen, ehe ich in den Wagen steigen konnte, denn dieser war eng, und die Damen mußten erst ihre Frühjahrs Toiletten arrangieren, daß ich durch mein Einsteigen in den Wagen nicht dieselben gar zu sehr in Unordnung bringe und auch selbst noch ein möglichst menschenwürdiges Plätzchen erhalte.

„Es ist auch gar zu dumm,“ meinte die Mama, „daß unser anderer Wagen gerade beim Stellmacher ist und Friedrich diese alte Chaise anspannen mußte!“

„Na, unser junger Freund,“ antwortete gemüthlich der Papa Kommerzienrat, „nimmt uns das nicht übel, Raum ist in der Kleinsten —“

„O, es ist für mich noch sehr genug Platz!“ unterbrach ich das Citat des Herrn Kommerzienrats, das, wie ich aus einer Unmuthsfalte seiner Gattin zu entnehmen glaubte, diese wohl nicht, oder richtiger wohl noch nicht für ganz passend und schließlich halten mochte.

So sprang ich elastisch in den Wagen, machte mich so schmal wie nur möglich und ließ mich, wohl in freudigem Uebermut, etwas schwer auf das kleine Eckchen, das mir zum Sitz angewiesen war, niederfallen.

„Nix, Nix! Was waren das für Töne! Ich hatte deutlich einen großen Reihston gehört. Donnerwetter, ist das unangenehm; ich hatte dem Kerl vom Schneider gleich gesagt, daß mir die Beinkleider im Gefäß zu eng waren. Nun waren sie geplagt!“

Was war da nun zu thun! Im ersten Augenblick überjah ich noch nicht gleich, wie

fürchterlich meine Lage war. Das kam mir erst nach und nach zum Bewußtsein.

Mein Frühjahrsjaquet — ich hatte mir den Anzug eigens zu dieser Verlobungsfahrt nach damaliger neuester Pariser Mode machen lassen — konnte unmöglich die Blöße decken; es war so kurz, daß es nur gerade über die Taille ging. Diesen Kerl von Schneider sollte der Teufel holen!

Ich konnte nicht einmal mit der Hand fühlen, wie weit der Riß gegangen war, denn wir saßen, um eine derartige Unterjuchung vorzunehmen, viel zu eng, und ich hätte zu dem Zwecke aufstehen müssen und dann nach der Stelle, wo das Unglück passirt war, hingreifen müssen. Daß das zu auffällig gewesen wäre und unmöglich anging, sah ich sehr schnell ein.

Aber was sollte ich nun bloß machen! Ich stellte mir vor, wie wir am Rendezvousplatz ankommen würden. Dort mußten sicher schon einige Festteilnehmer, wenn nicht gar alle am Plage sein, denn unsere Damen hatten sich zum nicht geringen Aerger des Herrn Kommerzienrats bei der Toilette verspätet. Sie, die anderen Festteilnehmer, würden gewiß bei der Ankunft des Wagens und zu Begrüßen entgegenkommen, und wenn ich dann galant als Erster dem Wagen entsteige und es schon gelungen sollte, meine schadhafte Stelle vor Lolo und deren Eltern beim Aussteigen zu verbergen, mußte ich sie ja den Begrüßenden zulehren, die wahrscheinlich in ein helles Lachen ausbrechen würden.

Und wenn diese es schon, — woran aber garnicht zu denken war, — nicht gleich merken sollten, wie sollte ich denn dort, mitten im Walde, den Schaden heilen. Da war weit und breit kein Haus, kein Restaurant, wo eine Nähnaedel zu bekommen gewesen wäre!

Ich konnte mich doch so nicht ein paar Stunden lang in übermüthig froher Gesellschaft bewegen! Ich konnte doch unmöglich so meiner angebeteten Lolo meine Liebe erklären, wenn hinter mir alle anderen Festteilnehmer lachend würden! Und wenn sie, oder die treffliche, aber etwas prüde Mama, es gar selbst bemerken würde! Das war ein fürchterlicher Gedanke!

Diesen verfluchten Kerl von Schneider soll der Teufel holen! Das war immer wieder der Refrain meiner Gedanken. Aber was hätte es mir selbst nützen können, wenn wirklich der Teufel meinen Befehl ausgeführt haben würde, oder wenn ich später den Schneider verklagt haben würde, was zu unternehmen ich reiflich in dieser bange langen Stunde mehrmals erwog, es half mir doch jetzt nichts aus der Patsche, in der ich doch nun einmal saß, und aus der herauszukommen ich auch nirgends einen Ausweg sah.

Mußte es gerade heute so warm sein, daß man keinen Paletot anziehen konnte! Die Damen hatten auch keine Umhänge mitgenommen, nur einen Spizeshawl hatte Lolo um, einen ganz leichten, den sie sicherlich nicht um hatte, damit er warm halte, sondern weil der weiße Shawl die brünette Schönheit nur noch mehr zur Geltung brachte.

Halt! Wenn ich mich die Shawl's bemächtigen könnte! Dann könnte ich ihn vielleicht so halten, daß er die Blöße bedeckte; ich würde ihn lang herunter hängen lassen und die Hand auf den Rücken halten. Ja, so kann es gehen!

„Aber, gnädiges Fräulein“, so rief ich in der Verfolgung dieses Gedankens aus, „ist Ihnen bei der Wärme ihr nicht Shawl lästig? Wollen Sie ihn nicht abnehmen! Wollen Sie mir nicht gestatten, ihn zu tragen!“

„O, sieh' da! Sie können auch nicht reden, Herr Doktor!“ antwortete Lolo. „Ich glaube wirklich, Sie hatten die Sprache verloren. Wir fahren nun schon eine ganze Weile durch die herrliche Landschaft und Sie sprechen kein Wort!“

„Hat ich das wirklich, gnädiges Fräulein! Verzeihen Sie, Ihr Anblick —“

„Ach, nein! Flunkern Sie nur nicht! Sie haben mich ja gar nicht angesehen! Sie sahen immer zur Seite und dachten an ganz etwas Anderes, als uns hier!“

„Ja, wirklich,“ meinte der Kommerzienrat, „Lolo hat Recht, Sie kommen mir auf der ganzen Fahrt schon eigentümlich vor! Sie sind so zerstreut! Haben Sie denn etwas vergessen!“

„Ich? Nein! Ach, doch! Ja!“ — Jetzt fühlte ich, daß die Situation verhängnisvoll würde. Was konnte ich denn leicht vergessen haben! Ein Taschentuch! Das klingt so lächerlich! Meinen Hauschlüssel! Ich konnte ja gut vor Einbruch der Nacht zu Hause sein. Ein Federmesser, Streichhölzchen, meinen Geburtschein, das Portemonnaie — nichts von alledem konnte ich vergessen zu haben vorzuschützen, um die Fahrt unterbrechen zu können. So mußte ich denn sagen:

„Nein, nein, es ist unwichtig! Ich habe nur zu Hause unvorsichtiger Weise etwas liegen lassen, das vielleicht in unrechte Hände kommen kann! Aber, gnädiges Fräulein, wollen Sie mir nicht Ihren Shawl anvertrauen! Er wird ihnen zu warm werden, ganz gewiß! Bitte, geben Sie mir den Shawl, gnädiges Fräulein!“

Aber sie gab mir den Spizeshawl nicht; er war ihr nicht zu warm, und als ich immer wieder meine Bitte wiederholte, wurde sie unwillig und meinte mit leichter Malice, ob das mein ganzer Gesprächsstoff für die Fahrt wäre; der wäre nicht allzu reich. Ich fühlte, ich mußte mich zusammen nehmen, sonst konnte ich Lolo womöglich noch unwillig machen und mir den Zorn des lebenswürdigen Geschöpfes von der Welt, das ich in einer Stunde um die kostbare Hand bitten wollte, zuziehen.

So sprach ich denn von allem Möglichen bunt und kraus durcheinander und hatte im Stillen nur den einen Wunsch, der Kurzer sollte den Wagen umwerfen, dann würde nicht nur meine Toilette derangirt sein.

Aber der Kutscher warf nicht den Wagen um, er fuhr im Gegenteil so sicher und schön seinem Zielpunkt entgegen. Und als wir dort ankamen, winkten die Freunde uns heiter zu und umringten den Wagen.

Ja, hat der Himmel denn noch kein Einsehen, so dachte ich bei mir, angstvoll die lächerliche Scene mir vorstellend, deren Mittelpunkt ich jetzt gleich sein würde! Könnte nicht wenigstens ein fürchterlicher Plazregen herniederfahren! Aber daran war jetzt nicht zu denken, der Himmel strahlte in herrlichster Bläue.

Dann also, so Gott will! Mit Todesverachtung sprang ich von meinem Sitz und stand aufrecht im Wagen da!

„Sieh' nur, Mann“, rief da die Frau Kommerzienrätin, „ich genire mich ordentlich, wie in der alten Chaise die Polsterbezüge überall plagen. Dort ein großer Riß, wo der Herr Doktor gefessen hat!“

Ich atmete auf, als ich das hörte, und unwillkürlich griff ich dorthin, wo ich die Ursache meines Unglücks wähnte, aber wie ich mich im Fluge überzengte, war dort nichts von einem Riß zu merken.

Und mit einem aus der Tiefe meines Herzens kommenden „Glückauf“ stimmte ich in die frohe Begrüßung ein, die uns empfing.

Zweifelbige Charade.

Gar mancher zog hinaus am Wanderstabe,
Durchmaß voll Freiheitsdrang die ganze Welt,
Denn, kehrt er wieder, steht er still am Grabe
Und ach, die erste meiner Silben fehlt!
Und wie sein Schatten treu wird ihm die Zweite,
Und weinend sinkt das Haupt ihm schwer
hernieder,
Doch nennst du meine Silben beide,
Dann ist's, was ihn zurückgetrieben wieder!

Auflösungen aus voriger Nummer:

Arithmogryph: Baltimore, Aloe, Lama, Talma,
Jai, Mai, Oboe, Rom, Ebbe.